

# Sieheener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Sieheener Anzeiger (General Anzeiger).



## Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Still war es im Zimmer. Bertsch Augen starrten immer noch mit wildem Glühen nach der Stelle, wo sie eben gestanden. Endlich aber blickte er um sich. Wie ein Erwachen aus wirrem Traum. Langsam tastete seine Rechte zur Stirn. Sie war kalt und feucht. Wie grauenhaft war das alles! Ein Stel überkam ihn, vor dem Leben — vor sich selber. Und er verließ das Zimmer, ging hinauf in seine eigenen Räume.

Stundenlang blieb er da noch auf in ruhelosem Hin- und Herschreiten. Bis endlich die zuckenden Nerven ruhiger wurden. Ein Bedürfnis nach frischer Luft überkam ihn, und er trat hinaus auf den Balkon vor seinem Wohnzimmer.

Draußen lag der Mondschein in dem weiten Talgrund. Langsam glitt sein Blick darüber hin. Nun tauchte es drunten in der Tiefe auf: ein schwarzer Spiegel mit mattem Silberglanz — der Fischbacher Weiher. Dunkel lagerten sich um ihn die Berge. Geduckt, lauernd wie riesige Ungeheuer.

Da unklammerte es ihm noch einmal die Brust, mit eiserner Faust. Und er wandte den Blick in entgegengesetzter Richtung. Zu den Haubergen drüben. Der Wind stand von dort her. Herb schlug ihm die Nachtluft aus den jungen Fichten droben entgegen. Aber es tat ihm wohl. Das war Geruch des Heimatbodens. Rauh und kräftig. Wie eine Mahnung.

Wohl hatte ihn ein Sturm geschüttelt, dicht am Umbrechen. Aber noch saßen die Wurzeln fest. Da hob er wieder das Haupt und schickte den Blick weiter hin über den Talgrund.

Dort hinten blinkte es hell auf am Nachthimmel. Wohl ein Stern. Und da noch einer? Rein, Lichter waren es, droben von seinem Werk. Die ganze Nacht hindurch strahlten dort ja die elektrischen Vogenlampen.

Leuchtfeuer schienen sie ihm, die seiner Lebensfahrt wieder Richtung und Ziel gaben. Ein paar Schritte weiter tat er da auf dem Balkon, bis hart an die Brüstung. Nun sah er dort drüben am Hang einen tödlich-dunstigen Nebel schweben. Dunkel stieg es daraus empor. Die Schattenriffe von Hallen und Eisen. Ein dumpfes Brausen zitterte herüber durch die Talweite. Dann ein blutrotes Aufblitzen oben an einer der Turmbauten — ein Hochofen, der gichtete. Und jetzt Lichter über Lichter, strahlend, ein ganzes Heer von Sternen, die menschliche Schöpfungskraft gezeugt. Dazu ein Rasseln, Fauchen, Dröhnen —, der Kampfes der Arbeit, die auch des Nachts nicht schlummert, der ernstesten aber segensreichen Arbeit, die dem Menschen das Beste gab im Leben: Das große Vergessen.

Eine rauhe Musik. Aber sie scheuchte die finsternen Dämonen, die Gerhard Bertsch verfolgt hatten, zurück in ihr Reich. Da wich endlich das Düstter von seinen Zügen. Ernst waren sie noch immer. Sehr ernst. Doch die Ruhe stand wieder darin. Jetzt gehörte er von neuem der, die sein Leben so lange ausgefüllt hatte — der Arbeit. Gehörte ihr ganz und ungeteilt.

In dem Hirschen war wieder einmal die wilde Jagd eingefallen. So sagten sie lachend in Ködlig, wenn der Uebach-Fritz im Ort zu Besuch war, beim Krusch-Hannes, der sein alter Jugendfreund und Jagdbruder war.

Der Uebach war ein Ködiger Kind, obwohl er jetzt drunten in Köln lebte. Als einfacher Schlosser hatte er angefangen seinerzeit und es dann draußen in der Welt zum großen Fabrikbesitzer gebracht und nur gar zum Kommerzienrat seit dem vorigen Jahre.

Aber er war darum nicht stolz geworden, der Uebach-Fritz, und verleugnete seine alten Freunde von früher nicht. Das war so guter Brauch im Rauhen Grund, an dem er mit seinem ganzen Herzen hing. Darum kam er auch alle Jahre zur Herbstzeit hier, wo er eine Jagd gepachtet, für ein paar Tage herauf.

Toll ging's dann immer her im Hirschen, seinem Standort. Tagsüber Weidwerk und Nacht für Nacht ein wüßes Gelage. Der Uebach-Fritz war der nächsternste Mann das ganze Jahr zu Hause in seiner Fabrik. Aber die paar Tage hier raste er sich aus. „Das muß ich einmal so haben,“ gestand er selber mit seinem breiten Lachen, und er fand im Rauhen Grund wadere Kumpane, die ehrlich mithielten.

Seine „wilden Jäger“ nannte sie der Uebach-Fritz. Und wild genug sahen sie aus mit ihrem verschliffenen Zeug, den geflickten Hosen, verschwitzten Filzhüten und verrosteten Gewehren. Schlichte Bergleute waren ja die meisten, Jagdgäste und Treiber zugleich. Vielfach kamen sie am Morgen zum Rendezvous geradenwegs von der Grube, wo sie die Nachtschicht hindurch gearbeitet. Ohne Schlaf ging es so aus Weidwerk, und die nächste Nacht wieder in die Grube. So trieben es einige von ihnen volle drei Tage hindurch.

„Schießen aber trotzdem wie's Gewitter!“ Lachend rüßte es der Kommerzienrat am ersten Tage beim Rendezvous zu einem Geschäftsfreund, den er mitgebracht zur Jagd. „Und treu wie gold sind mir die Kerls. Keiner wildert in meiner Jagd — da laß ich meinen Kopf für zum Wand!“

Der Geschäftsfreund wußte freilich nicht recht, was er mit diesen rauhen Gesellen anfangen sollte. Er war ein fleißleiner Herr und steckte in einem sehr feinen Jagdtrieb. Als er sie die ersten paar Minuten schwaben hörte, in ihrer Mundart, wandte er sich herablassend an einen von ihnen, einen mächtigen Graubart.

„Sie sprechen wohl gar Englisch, mein Lieber?“

„Ach war. Englisch, Sie dummer Tribes!“ Gering-schätzig sah der vom Rauhen Grund die aufgeputzte Vogel-

scheuche aus der Stadt an, die diese Sprache nicht einmal „Siegerländer Blatt sprechen wir!“

Entrüstet kam der Fremdling zu Uebach und wies auf den Grobian. Aber der Kommerzientrat lachte nur schallend.

„Das ist Batter Harr! Von dem dürfen Sie nichts Besseres verlangen. Bei dem ist's noch ganz anderen Leuten so gegangen. Im vorigen Jahr hatten wir 'ne Jagdhundausstellung drunten in Siegen. Und der Prinz von Dorst-Sessenstein hatte den Ehrenvorsitz. Beim Festsessen, wo der Prinz mit seinem Adjutanten auch dabei war, mußte Batter auf allgemeinen Wunsch eins singen. Er hat nämlich 'ne Nordstimme. Na, Sie werden ja heute abend selber hören. Kurzum, wie er fertig ist mit seinem „Ich schieß den Hirsch“ und der Prinz ihm danken will, da klopft er der Erlaucht mit seiner Bärenprage ganz gemächlich auf die Schulter. „Was, Prinzche? Wir könnt' singe!“ Und als der Adjutant dabei steht, vor Schreck ganz entgeistert, zeigt er auf diesen mit dem Daumen: „Dat denn der auch was zu sagen?“ Also, trösten Sie sich, mein Lieber. Batter Harr darf man so was nicht abnehmen.“

Aber der Geschäftsfreund zeigte wenig Sinn für solchen Humor. Noch am selben Abend reiste er wieder ab. Dringender Angelegenheiten wegen. Indessen, keiner vermiedte ihn. Im Gegenteile!

So war es denn heute nun schon der dritte Tag, daß die „Wilde Jagd“ im Hirschen ihr Wesen trieb. Es war gegen Abend. In der Küche draußen regten sich alle Hände, selbst Marga Reusch und auch die blinde Reusch-Mutter halfen an ihrem Teil, soweit sie's vermochten. Zum Abendessen waren ja nach altem Brauch alle Jagdteilnehmer eingeladen als Gäste des Uebach-Fritz. An dreißig Mann galt es zu versorgen. Und der Kommerzientrat hatte für heute etwas Extragutes bestellt. Galt es doch den Abschied zu feiern.

Zwischen der Mamsell, der Magd und der Hilsfstrau gedieh trotz der emsigen Arbeit ein eifriger Schwab. Wenn die „Wilde Jagd“ wieder aus dem Hause fuhr — morgen sollte es ja geschehen — blieben immer ein paar Goldstücke auch in der Kasse hängen.

„Ein guter Mann ist er, der Herr Uebach. Das muß man ihm lassen. So leutselig. Als gestern abend der Tillmann eintrieb ins Dorf, hat er selbst ihn eingeladen zu heute, zum Abendessen in den Hirschen.“

„Ja, ein gutes Herz hat er wohl — nur das viele Trinken! Ich mein', das muß doch einmal ein schlecht' Ende nehmen mit ihm.“

„Oh — der ist stark. Der verträgt schon was.“

„Ich weiß nicht —“ das Kathrinche, die alte Hilsfstrau schüttelte bedenklich ihren grauen Kopf und hielt mit dem Kartoffelschalen inne. „Es ist mir da heut' was begegnet — so was Absonderliches.“

„Was denn, Kathrinche?“

Neugierig steckten die beiden andern die Köpfe vor. „Also, wie ich vorhin in den Garten ging, nach dem Gemüse, da fand ich im Beet eine weiße Tomate.“

„Kathrinche!“ erschrak die Mamsell. „Man spricht doch, dann stirbt immer jemand im Hause.“

„Ja —“ nickte das Kathrinche geheimnisvoll. „Das soll wohl wahr sein. Als das Lisetteche damals hinmachte vom Bäcker Wittmann, da hat ihre Mutter am Morgen auch eine weiße Tomate im Garten gefunden. Sie hat mir's selbst erzählt.“

„Wie graulich!“

Und die junge Magd rückte unwillkürlich näher mit ihrem Schemel.

„Nun ist's aber genug mit eurem albernen Geschwätz! Denkt lieber an eure Arbeit.“

Scharf klang es vom Vorratschrauf am Fenster her, wo Marga die Einmachbüchsen herausgab. Aber die Reusch-Mutter in ihrer Ecke nickte still herüber.

„Es gibt schon Dinge, die über unsern Verstand gehen. Darum soll der Mensch nicht hoffärtig sein und allzeit daran denken, daß es auch ihn einmal treffen kann — eh', daß er's denkt.“

Marga schwieg. Seitdem all ihr Hoffen zerstört durch die Schuld der Großmutter, stand es hart und feindsich in ihren Mienen, wo sie die alte Frau sah.

Es war überhaupt ein scharfer Zug in das schöne Antlitz gekommen. Fühlte sie doch nur zu deutlich, wie man im Hause und auch im Ort wohl allerlei ahnte. Es war ja auch auffällig genug, daß Gerhard Bertsch so plötzlich aus dem Hirschen ausgezogen war, noch ehe das

Direktorenhaus fertig war, das als letztes Gebäude nun auch droben bei dem Werk errichtet wurde, und daß er sich im Unterdorf einquartiert hatte. Trotzdem er nun einen viel weiteren Weg zur Jech hatte. Marga ließ sich daher kaum noch im Ort draußen blicken. Wie eine Gefangene lebte sie.

Fast war es ihr daher lieb, daß jetzt die wilden Tage hier im Hause sie ein wenig ablenkten von sich selber.

Aus dem großen Wirtszimmer scholl inzwischen schon das Lärmen der heimgekehrten Männer. Wüst wie die Jägerkleut selber war auch ihr Treiben. Bekkender Tabaksqualm aus dreißig Pfeifen stand bald im Zimmer, faustdick. Dazu der Blutgeruch des aufgebroschenen Wildes, die Ausdünstungen von Menschen und Hunden nach dem anstrengenden, regnerischen Tag — es war eine raue Atmosphäre. Aber so liebte es der Uebach-Fritz.

„Kerls, hol' mich der Teufel!“ Laut bröhlte seine Stimme durch den Lärm. „Das ist hier doch ein ander Ding, als wenn ich daheim in meiner Villa die aufgeputzten Hansnarren seh', in Frack und Smoking. Bei euch da ist mir's wohl zumut', da kann man reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Wie vertragen 'nen Hieb. Was, Kerls? Na, denn also — prost zusammen!“

Und die durstigen Kehlen schüttelten den edlen Rheinwein, der ihnen vorgesetzt war, hinunter, als wär's Wasser. Bald jingen die Köpfe, die noch dumpf waren von dem Rausch der letzten Nacht, schon wieder von neuem an zu glücken. Rauche Lachsalven schüttelten von Zeit zu Zeit durch das ganze Haus. Das Treiben war schon auf der Höhe, als die Tür aufging und noch ein verspäteter Gast erschien.

„Hurra, der Hagenpeter!“

Braujendes Fallo und Gelächter begrüßte den Mann, der bedrückt an der Schwelle stehend blieb. Es war ein Bergmann, der auch mit zu den Jagdgästen gehörte. Doch seit gestern morgen hatte ihn niemand mehr zu Gesicht bekommen. Aus gutem Grunde. Von dem ersten Gelage, vorgestern nacht, hatte sich der Hagenpeter, wiewohl schwer geladen, aufgemacht, morgens gegen vier, um zur Grube zu gehen. Er hatte sich's in den dicken Schädel gesetzt, er wollte bergen — trotzdem. Aber er war nicht dazu gekommen. Eine Stunde später hatten Kameraden droben im Hauberg seine Flinte liegen sehen, ein Stück davon, mitten auf dem Weg, ihn selber. Alles Wahnwärrn war umsonst gewesen. Da hatten sie schließlich nur das Gewehr in Sicherheit gebracht und ihn liegen lassen. Ihre Arbeit rief sie in die Grube. Die Flinte, die Reusch gehörte und dem Peter nur geliehen war für die Jagdtage, hatten sie dann mittags im Hirschen abgegeben; der Peter aber blieb verschwunden seitdem, gestern und heute.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Serbin.

Skizze von Gisella Kab (Brag).

„Ja, die Aniya!“ sagte Leutnant Köves nachdenklich. „Aber das konnte nicht anders enden! Ich hab's ihr vorhergesagt, schon damals in Niß!“

Ich bin nämlich im Zivilberuf Exporteur, meine Herren, die Firma geht „Brüder Köves“ und immer einer von uns dreien muß dem Zweiggeschäft in Niß vorstehen, um dem Gesindel dort drunten auf die Finger zu sehen. Ich war damals gerade in den Hagen der Ehe eingetaucht, als ich meinen Bruder ablöste; der hatte sich überarbeitet und sollte so schnell als möglich nach Hause. Na, die Schwiegereltern barmten nicht schlecht, daß die Tochter so weit fortkam. Aber was half's. Der einzige Trost der alten Herrschaften war noch der Andor\*, der Milchbruder meiner Frau. Der hätte sich für sie in Stücke reißen lassen und sollte als Diener mit.

Unsere erste Köchin trank und stahl wie ein Rabe. Die zweite, dritte und vierte war nicht viel besser. Meine Anranysa\*\* raste. Uniere Frauen halten auf Ordnung und Sauberkeit, meine Herren. Wir ermogen schon, ob wir nicht den Hausstand auflösen und im Hotel wohnen sollten. Aber ein Nißcher Hotel — du lieber Gott!

Die Aniya rettete uns vor Verzweiflung. Sie war ehrlich und nächtern, hielt das Haus sauber und lochte schmackhaft. Kurz, ein Juwel! Leider war sie auch sehr hübsch; heute sieht man das nicht mehr, das arme Weib hat zu viel durchgemacht. Der Unmp,

\*) Andreas.

\*\*) Aurelie, wörtlich übersetzt — Goldchen

der Petar, Gott hab' ihn selig! Schon um die Anisa hat er sich den Strid verdient!

Die Anisa diente noch nicht lange bei uns, da war der Andor schon Feuer und Flamme. Aber er kam mit ihr nicht weiter, sie wollte nichts von ihm wissen. „Sollst sehen, die hat etwas anderen!“ sagte meine Frau. „Und was Gutes ist der nicht, sonst würde sie mit dem Liebhaber herausrücken!“ Was Gutes! Bei dem Loll da unten!

„Er schmuggelt vielleicht!“ tröstete ich meine Frau. Denn das gilt in Reich durchaus nicht für ehrenrührig. Und Aranyka fing schon an, der Anisa zu mißtrauen; ich aber dachte mit Schauern an eine eventuelle Nachfolgerin, die wieder trinken oder fehlen würde.

Damals spitzten sich die „Verhältnisse“ wieder einmal zu und uns „Schwabas“ wurde das Leben sauer gemacht. Was Ungar oder Oesterreicher hieß, hielt fest zueinander. Einige mögen ja auch nach Hause berichtigt haben — wenigstens glaubte man in Reich daran. Ich für meinen Teil hatte nichts damit zu tun, denn ich blase nicht gerne, was mich nicht brennt. Dennoch wurde ich beargwöhnt und der französische Honorarkonsul, mein Konkurrent im Export, warnte mich mit einem fatalen Lächeln vor jeder politischen Betätigung. Es läme dabei nichts Gutes heraus. Ich schwieg und verbiß den Aerger.

Auch bei uns zu Hause riß der Aerger nicht ab. Die Anisa wurde, je länger je mehr, mißlaunig und störrisch. Ich sagte meiner Frau auf den Kopf zu, sie behandle das Mädchen nicht richtig; ob sie denn durchaus eine Wiederholung der ersten Schreckenszeit wüßte! Aranyka war ehrlich empört. Nicht sie habe sich verändert, sondern die „Serbin“! Die könne ihr nicht einmal in die Augen sehen. „Wir werden was erleben — voh nur auh!“

Und in der Tat erlitten wir etwas, und zwar jeden Tag etwas anderes — angebranntes Eisen, Haut, Streit. Zudem fing die Anisa an zu „lauern“, wie der terminus technicus der Hausfrauen lautet; sie war nie in der Küche zu finden, was auch nicht gerade zur größeren Behaglichkeit beitrug. „Der Liebhaber!“ triumphierte meine Frau.

Die Situation war unhaltbar.

Eines Abends waren wir ausgebeten. Sonst hatte Andor das Haus gehäht, wenn wir fortgingen; heute bat er um Urlaub. Ich wunderte mich, denn der Burische hatte keinerlei Beziehungen außerhalb. Aber ich gab ihm den Urlaub doch; sonst hätte mir Aranyka die Augen ausgekratzt.

Und dann kam die Katastrophe.

Um halb zehn wurde ich ans Telephon gerufen. „Wer dort?“ „Andor!“ Ich sollte doch sofort, aber sofort nach Hause kommen. Keinem etwas sagen, nicht einmal meiner Frau. Andor halte meinen Browning bereit und werde mich an der Hintertür erwarten.

Ich ließ meiner Frau sagen, eine geschäftliche Verabredung, die ich vergessen, werde mich eine kleine Stunde aufhalten und ging, nein, ich lief die kleine Strecke bis zu meinem Hause. Dort schlug ich einen Haken und kam durch die Sadgasse an die Hintertüre.

Andor war totenbläß. „Sie sind drinnen, Herr!“ zischelte er. Wer? Nun, natürlich die Anisa und ihr Liebhaber! Sie suchten in meinem Schreibtisch nach kompromittierenden Papieren. Der lange Petar, des Mädchens Schatz, war ein nichtsnutziger Bengel. Man ist in Reich nicht sehr heikel, meine Herren; aber mit dem Menschen wollte doch keiner zu tun haben. Deshalb hatte die Anisa sich geschämt, das Verhältnis öffentlich zu machen. Aber der Lump beherrschte das früher so brave Ding doch völlig. Der Andor hatte Lunte gerochen und seinen Ausgang nur vorgeschützt, um den Petar sicher zu machen.

Wir fingen die beiden in der schönsten Arbeit ab. Der Schlingel verriet seinen Auftraggeber, meinen französischen Konkurrenten, sofort; er war feige wie ein Hund. Was war? Ich hätte den Petar ja einstecken lassen können, aber der Herr Konsul würde ihu bald weitergeholfen haben.

Ich band mir also die Anisa vor. Aber da war Hopfen und Malz verloren. Sie liebte den Bengel wahnsinnig. „Er ist dir ja nicht einmal treu!“ rief der Andor dazwischen. „Er geht noch mit der, und mit der!“ Der Burische, der Petar, bekam es mit der Angst, denn die Anisa funkelte ihn nicht schlecht an, und schwor bei allen Heiligen, er liebe keine andere.

Na, die Anisa mußte ihren Koffer packen, und als meine Frau nach Hause kam, waren die beiden schon weit.

Leutnant Köves schwieg und zog nachdenklich an seiner Zigarre. „Ja, aber —“ sagte der dicke Hauptmann.

„Natürlich! Das war nur die Exposition. Sie ist länger geraten, als ich beabsichtigte. Dafür kann ich mich jetzt desto kürzer fassen.“

Es glückte uns, noch vor dem Ausbruch des Krieges nach Ungarn zu kommen und ich rückte gleich ein. Auch Andor. Als mein Offiziersburich.

Gestern kommt er ganz blaß und aufgeregter zu mir: „Herr, die Anisa ist hier! Gott weiß, wie die durch die Wachen — das will sie nicht sagen! Der Lump, der Petar, hat sie mißhandelt, geschlagen, gequält — aber das machte ihr nichts aus! Jetzt lebt er mit einer anderen! Er spioniert, Herr und — und sie will uns hinführen, wo er ist!“

Na, sie führte uns denn und er hing bald am nächsten Ast.

Aber die Anisa gefiel mir gar nicht, sie sah so — so leblos aus, und ich habe dem Andor — Ja? Der Andor will mich sprechen? Baron, meine Herren, einen Augenblick!

Leutnant Köves stand auf und verließ das Zimmer. Von draußen herein klangen die heiseren Töne einer Mundharmonika und dazwischen unterdrücktes Lachen. Draußen, in der Ebene, heulten langgezogen die Hunde.

„Wo nur der Köves bleibt?“ fragte der dicke Hauptmann. „Vielleicht bei der hübschen Anisa!“ wispelte ein junger Fähnrich.

Köves trat wieder ein. Er war sehr blaß und hatte offenbar die Worte des Fähnrichs noch gehört.

„Na Köves?“ fragte der Hauptmann. „Was wollte denn der Andor?“

„Er —“ Köves griff in seinen Kragen, als ringe er nach Luft! „Die Anisa — kurz, man hat sie am Fensterriegel gefunden. Erhängt! Der Andor kam schon zu spät!“

### In der Dorfkirche.

Von Kurt Kähler.

Am einem Sonntagmorgen kam ich durch ein kleines Dorf der hollsteinischen Marsch. Der Wind stürzte herb und hart von der See, riß die letzten gelben Blätter von den Eschen und Eichen und jagte sie über die Dorfstraße. Die Sonne warf aus hohem, klarem Himmel kalte, klare Goldströme über die bemooften Strohdächer, die grünen Wäden, die breiten Kohlfelder und die frisch umgebrochenen Acker.

Da läutete die Glocke der kleinen Dorfkirche hell und eilig in die Sonntagsstille hinein, und der schmale Weg zur Kirche hinauf füllte sich mit Männern und Frauen. Sie gingen still und mit gesenkten Köpfen, manche trugen Trauerkleidung, viele kamen weither von den Höfen, die in der Marsch verstreut liegen.

Das Glocklein im kleinen spitzen Turm bat und rief so dringlich. Da ging ich mit den Bienen in die Kirche.

Es war ein rührend einfaches, rührend frommes Dorfkirchlein mit niedriger Decke, bescheidenem Gestühl und geringem Schmuck. An den weißgetünchten Wänden hingen Tafeln mit den Namen der Männer, die in früheren Kriegen gefallen waren. Welche Kränze mit weißen Schleiern schmückten die alten Tafeln, zu denen nun bald die neuen kommen werden. Der blondbärtige Friesenpastor sprach mir vom Krieg. Er sprach zu seiner Gemeinde nicht wie ein zorniger Richter, er sprach mit seinen Seimatgenossen wie ein Freund zu Freunden. Er forderte die Seelen nicht auf zur Reue und Verfuhrung, er sprach von der gewaltigen deutschen Kraft auf allen Fronten, ward um Mut und Vertrauen zur deutschen Sache und zeigte über allem schweren Leid das schöne, lächelnde Bild des Friedens. Ich sah, wie die einfachen Leute aus der Marsch, denen nach sechs Tagen harter Arbeiter der Kopf ein wenig gesunken war, sich unter seinen mutigen Worten aufrichteten und freier atmeten und wie in allen Augen die Hoffnung lebendig wurde. Und die kleine Orgel gab all ihre harmonische Kraft her, als sie den kleinen Kirchenraum mit den gewaltigen Klängen füllte:

Lah fahren dahin, sie habens kein Gewinn

Das Reich muß uns doch bleiben.

Nach der Predigt sprach der Pastor von einem aus dem Dorf, der gefallen war. Mit wunderbarer Ergriffenheit lauteten alle, die weißbärtigen Männer, denen das Alter den Rücken gekrümmt hatte, die Frauen und Mädchen, die sich eng aneinanderdrängten, die Kinder oben auf der Galerie. Es ist auf dem Dorf anders wie in der Stadt. Hier offenbart jeder Einzelfall der ganzen Dorfgemeinschaft die düstere Wahrheit des Krieges. Er wird nicht wiederkommen, den wir alle so rüstig und jung hinterm Pfluge hergehen sahen; irgendwo auf fremdem, fernem Schlachtfeld hat es ihn niedergegriffen, der so stattlich des Sonntags über die Dorfstraße schritt. In der Stadt versinkt der Einzelne im Strudel des Meeres, hier im Dorf wird er zum Symbol des Krieges, zur Offenbarung eines dunklen Schicksals, zum Künden des großen Todes, der muerbittlich und grauenvoll durch die Länder Europas schreitet.

Ganz seltsam war's, als der Pastor von dem Gefallenen sprach. Er zeichnete mit stillen Worten sein junges, warmes, hungriges Leben, seine Hoffnungen und sein kleines Wirken im Dorf und in der Familie. Nichts Großes, nichts Besonderes. Ich kannte den Gefallenen nicht, aber mir war, als schilberte der Pastor mir einen Freund, einen Bruder. Ich litt um ihn, ich weinte um ihn. Die Mauern der kleinen Kirche weiteten sich, die niedrige Decke entsfaltete sich . . . mir war, als wäre ich unter dem ungeheuren Dom des Himmels, als riefte der blonde Friesenpastor am schlichten Dorfsaltar im Namen dieses einen Toten das ganze deutsche Volk auf zur Andacht und zur Trauer um all die Söhne Deutschlands, die in fremder Erde schlafen . . . unter denünen Fländern, unter den grünen Hängen der französischen Erde, unter den Birken der polnischen Ebenen. Ich hörte den Menschen um mich her weinen, und ich wußte, sie weinen nicht nur um diesen einen, den sie alle kannten, sondern ihr Herz lebte vor Trauer um alle Brüder, die im Fremdesland ihr Blut hingaben für alle Brüder und Schwestern daheim. . . .

Als der Gottesdienst zu Ende war, stand ich draußen vor dem kleinen Ehrenfriedhof, den die Dorfleute gebaut haben.

Ein weißer Baum umschloß ein rührend schlichtes Gärtlein mit einem Pflanzenbeet in der Form des Eisenen Kreuzes. Mit den letzten Blumen des Herbstes, mit Strandhären und Goldrauten, die schon matt vom ersten Frost waren, hatten die Kinder den Ehrenfriedhof geschmückt. Kein Solbat lag darunter, aber für jeden Gefallenen des Dorfes war ein Blumenstrauch im buntem Gärtlein.

Ist dieser Ehrenfriedhof nicht ein besonders schöner Ausdruck für den Willen der Menschen, in Gemeinschaft mit den heldenhaft Gestorbenen zu bleiben? Wo ist das ferne Grab? Niemand sieht es, niemand kann hingehen, um es zu schmücken, niemand weiß, wie es aussieht, irgendwo ist es in der dunklen Ferne, im grauen-voll Unbekannten, von wo es so schrecklich herüberhallt. Da schäufte sie etwas, das viel schöner ist und einen viel tieferen Sinn hat als ein Denkmal aus Stein und Metall: einen Friedhof in der Heimat. Die Seelen der Gefallenen schweben um dieses liebendoll geschmückte Grab und gräßen jeden, der mit einem stillen und innigen Gedanken vor ihm steht.

Ich sah die Mutter des Gefallenen, von dem der Pastor gesprochen hatte, vor diesem Ehrenfriedhof stehen. Auf ihrem weißen, gefleckten Scheitel lag das Gold der Sonne. Es war seltsam ergreifend. Ich glaube, es war der alten Mutter ein wunderbarer Trost, vor diesem Grabe zu stehen, das den Körper des Sohnes nicht barg, das nichts enthielt als Erde und Blumen... aber ihre fromm gesammelten Gedanken schienen zu wirken: die Liebe der Heimat kost die Seelen der Gefallenen von den Schlachtfeldern heim und läßt sie nicht mehr los.

Die kleine Kirchenglocke rief den Mittag aus. Wir war, als rief die helle Sonntagsglocke durch das Dorf, durch die Marsch und durch ganz Deutschland die schöne Botschaft von der ewigen Liebe des heiligen Landes zu den Helden, die in der dunklen Ferne das Vaterland gegen alle Feinde schützten.

**Vermischtes.**

Was die Venezianer dem König zum Geburtstag gewidmet haben. Die Venezianer haben sich eine ebenso sinnige wie praktische Geburtstagsgabe für Viktor Emanuel ausgedacht. Sie haben ihm ein Album mit einer Unterchristen-Sammlung der Fürsorge der Stadt Venedig überreicht. Natürlich trägt das Buch das feinste Lederband, auf dessen Vorderseite der Savonische Adler und auf dessen Rückseite der Löwe von San Marco zu sehen ist. Auf dem ersten Blatt bringt Venedig dem König seine Duldigung zum Geburtstag dar, dem Könige, der das erhabene Symbol des Unternehmens ist, das die Nation im Begriff sieht, zu vollenden. Die Seiten, die in der ganzen Stadt verteilt wurden, so erklärte der „Corriere della Sera“, füllen sich mit Unterschriften, und obgleich der Entschluß etwas spät gefaßt wurde, fand er so allgemeinen Beifall, daß man annehmen darf, am 11. November 50000 Unterschriften beisammen zu haben. Um die Duldigung zugleich zu et. ein portofreies und nützliches Werk zu gestalten, mußte für jede Unterschrift ein Velt an von 10 Centesimi gezahlt werden. Die Ausnahme soll zum Einkauf von Wollgegenständen für die venezianischen Soldaten an der Front verwendet werden... So sind geschickt drei Klagen mit einer Klappe geschlossen. Der Venezianer wird stolz sein, seine Unterschrift im Album des Königs zu wissen, der König hat ein sinniges Geschenk und die Soldaten bekommen endlich wollene Strümpfe.

Von der Schreibfeder. Man ist in unseren Tagen häufig noch der Ansicht, daß man in der guten alten Zeit lediglich mit dem Gänsekiel geschrieben hätte, und daß die Metallfeder eine Erfindung der Neuzeit sei. Aber schon in spätantiker Zeit bediente man sich zum Schreiben einer Metallfeder, die aus Bronze hergestellt war und freilich insofern von unseren modernen Schreibwerkzeugen abwich, als Halter und Feder aus einem Stück hergestellt waren. Der runde Halter lief unten in eine Spitze aus, die genau wie heute durch einen Schnitt in zwei Teile gespalten war. Kostbare silberne Federn machte man sich zum Geschenk, aber sie tauchten nur sehr selten auf, da sie für den gewöhnlichen Sterblichen zu teuer waren. Noch im Mittelalter ward eine silberne Feder als Karitas erwähnt. Kostbares Gold zur Herstellung von Federn zu verwenden, daran dachte noch niemand. Die Gänsefeder kam erst im 7. Jahrhundert bei den Römern auf. Das Mittelalter verwandte noch die Rohfeder, deren sich schon die alten Ägypter bedienten, um ihre Schrift auf den Papyrus anzutragen. Dann trat allerdings die Gänsefeder ihren Siegeszug an und blieb herrschend bis in unsere Zeit, da sie wieder von der Metallfeder verdrängt wurde, die niemals ganz verschollen war.

Der elektrisch beleuchtete Schutzmännchen. Die Londoner, die durch die dichten Winternebel fast jeher geblüht an dem gewissen „Luster“ gewöhnt waren, leben sich nunmehr in Folge der Zerpfeilmangst allabendlich einer fast ägyptischen Finsternis gegenüber. Sie mit der Abwehr von Luftangriffen beauftragte Verteidigung Londons hat die Straßenbeleuchtung in solchem Maße erhöht, daß die Spalten der Mäuer sich immer mehr mit den Vertiefungen über Straßenunfälle füllen. Um nun diesem Uebel wenigstens einigermaßen abzuhelfen, hat man in London eine neue Erfindung ins Leben gerufen, nämlich den elektrisch beleuchteten Schutzmännchen. Wie aus einem Bild in den „Daily News“ zu sehen ist, tragen

die Londoner Schutzeule auf dem Rücken eine elektrische Lampe in Gestalt eines kleinen Schutzmännchens. Ob die elektrische Beleuchtung der Straßen den gewünschten Erfolg haben wird, erscheint mehr als zweifelhaft, da Wassermisfälle sich ja auch dort ereignen können, wo gerade kein Schutzmännchen steht. Jedemfalls aber werden die in London sehr zahlreichen Taschendiebe durch die leuchtenden Schutzeule weniger überraschend bei ihrer dunklen Tätigkeit gestört werden können.

**Büchertisch.**

Die deutsche Frau im Weltkrieg. Einblicke und Ausblicke. Von Thea von Harbou. Leipzig 1916, Bessel u. Needer Verlag. 144 Seiten. (1.50 Mk.) Thea von Harbou behandelt in dem vorliegenden Buche die überaus wichtige Frage, welche Aufgaben der Weltkrieg den deutschen Frauen und Müttern gestellt hat. Ohne jede Vorkaberei rühmt sie den Opfermut, die Liebestätigkeit und die Anpassungsfähigkeit der Frauen, weiß ohne Rechtshaberei auf die Unsitte hin, die sich vor dem Kriege einzunutzen hatten, setzt sich in vornehmer Weise mit den Gegnern ihrer Weltanschauung auseinander und bezeichnet es als das wichtigste Amt der deutschen Mütter, das neue, heranwachsende Geschlecht für das Vaterland zu erziehen und zu erhalten — oder, wie die Verfasserin sehr hübsch sagt, die jungen Söhne heranzuziehen zu einer Wacht am Rhein.

Georg Wegener, Der Wall von Eisen und Feuer. (Ein Jahr an der Westfront.) Leipzig, F. A. Brodhaus, 1915. 192 Seiten. 1 Mark. — Der Verfasser ist als Geograph und Forschungsreisender, als Berater und Vorkämpfer des Kronprinzen auf seiner Indienfahrt, als gründlicher Kenner von Land und Leuten in allen Winkel der Erde, als gründerreicher Plauderer und Vortragsmittler dem deutschen Publikum längst vorzüglich bekannt. Seit Beginn des Weltkrieges weilt er im Hauptquartier des Westens, und seine Erlebnisse und Eindrücke an der Front vom Meer bis zu den Vogesen faßt er in einem Buche zusammen, das als ein Denkmal deutschen Heldentums in trotziger Wehr gegen Wehen bei allen Feiern im Feld und daheim einer günstigen Aufnahme gewiß sein darf.

Wilhelm Schorer, Der Schatz im Moor. (Verlag der W. Inq.-Verlag, Leipzig.) In 10 Bänden 1 Mk.

Der Roman zählt zu den gerietten Gaden, mit denen uns gerade niederdeutsche Kunst in den letzten Jahren beschenkt hat. Er führt uns in das Seelenleben eines Knaben, der als „ohn eines Gutsbesizers auf der väterlichen Scholle seine ersten Jahre verbringt, dann in Bremen auf der Schule den Wert des Wissens neben der bürgerlichen Arbeit schätzen lernt, der dann selbst als junger Mensch den väterlichen Hof übernimmt und in M. B. und Arbeit zum Manne erstarkt. Eine Liebesgeschichte steht daneben her, in der sich viel Gemut offenbart. Arthur Japp, Im Lande der Lüge. Roman aus den Tagen an der Schmach. Japp schildert in seinem Werke, das in England, zum ersten Mal in London, spielt, die Schicksale einiger Deutschen, die sich nicht rechtzeitig vor der britischen Willkür und Niedrigkeit in Sicherheit bringen konnten.

Vom Kriesschauplatz. Feldpostbriefe und andere Berichte von Mitkämpfern und Außenstehenden. Zweiter Band. Mit Beiträgen von Hjördis Hjörson, Cornelius Wurlitz, Wilhelm Lemmermann u. a. Herausgegeben von Karl Duenkel. Mit Bildbeigaben. Leipzig, Bessel u. Needer Verlag. 272 Seiten. In nettem Umschlag 1,50 Mark.

**Rätsel.**

Wer mich mit A als zweiten wählt,  
Ten hab' ich garum o' gequält,  
Und doch, wo eine Wunde kauft,  
Hab' stets ich guten Rat geschafft.

Jetzt siehst du mich mit I im Haupt,  
Du bist mein Weiselieb erlaubt;  
Er sporn' zu bessern Taten an.  
Ein Lot, wer's muß vertrauen kann.

Raubst du mir nun des Hauptes Bier,  
Weilbleiben wir der Zeichen vier.  
Einst herrscht' ich süß auf Burg und Schloß,  
Eig' heut' noch gern auf hohem Roß.

Wenn du mein Wort nun rückwärts liest,  
Ein märchenschönes Weib dich grüßt.  
Zu ihr verzehre dich in Sehnen  
Der Weltenterrichter der Hellenen. (Aussl. in nächst. Nr.)

Auflösung des Kreuzrätsels in voriger Nummer:

Z S K  
o c l  
b h a  
Z o b e l p e l z  
S c h l e p p e r  
K l a p p h o r n  
o p o  
l e r  
z r n